

Die Schlange der Kleopatra

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schlange der Kleopatra

Von Gustav Renker

In Ghardaia, im grünen, palmenumrauschten Märchen der Sahara! Dort, wo längst keine Palmen mehr sind, wo sich dürre, stachelige Pistazienbäume gegen den anbrausenden Sand stemen, wo die ausgeglühten, rostbraunen Berge, wo tote Mondgebirge stehen, dort beginnt die Karawanenstraße durch das ährendgold funkelnde Sandmeer, den großen Erg. Verfallene Mauern sind dort, überragt von den zerscharteten, morschen Türmen, welche die Araber Bordji nennen.

Der erste Teil der Berglehne hat noch etwas Vegetation. Armselig, kärglich und dürr. Judendorn und Halfagras, hie und da ein dunkler, kugelig Busch ähnlich unseren Stechpalmen, nur mit kleineren und noch härteren Blättern. Und dazu die stacheligen, grotesken Gestalten der Opuntien. Dort, am Rande der Oase, soll sich zweimal hintereinander ein Drama begeben haben. Einmal wurde ein Kamelführer einer einziehenden Karawane, das andere Mal ein Kind das Opfer. Beide wurden von einer unvermutet vorschneidenden Kobra gebissen. Es handelt sich da um die afrikanische Kobra, die Naja Haie oder Aspis, jene Giftschlange, welche angeblich die wunderschöne Königin Kleopatra als Selbstmordwaffe gewählt hat, indem sie sich von ihr beißen ließ.

Ich bin aus langjähriger Liebhaberei und Beschäftigung mit Schlangen, von welchen ich sowohl europäische wie exotische Arten in Terrarien pflege, von jeher mißtrauisch gegen Schlangengeschichten. Die Greuelmärchen von armdicken, rabiat angreifenden Kreuzottern oder Vipern sind ausnahmslos Ergebnisse der Phantasie. Das Mißtrauen wächst jedoch ins doppelte und dreifache, wenn ich in Afrika Schlangengeschichten höre. Was die Araber und auch die Fremdenlegionäre da (zumeist in gutem Glauben) zusammenfaseln, das läßt einen Kenner dieser Tierart die Haare zu Berg steigen. Ich entsinne mich, einmal durch einen Legionär in Marokko von einer ebenso winzigen, kaum fingerlangen wie entsetzlichen Schlange gehört zu haben, deren Biß nach einer Minute töten sollte und die deshalb Serpent minute (Minutenschlange) heißt. Als ich endlich einmal das heißbegehrte Ungeheuerlein bekam, stellte es sich als eine Vertreterin der sogenannten Blindschlängen (nicht Schleichen!) heraus, als ein Typhlops vermicularis, der zu deutsch den bezeichnenden Namen Blödauge führt, ungiftig ist und ein so winziges Mäulchen hat, daß es nur kleine Kerbtiere und Ameisen fressen, niemals aber mit einem Biß, der ganz harmlos wäre, den Finger eines Menschen umspannen kann.

Die Haie oder Aspis, welche vor den Mauern Ghardaia so mörderisch gewütet haben sollte, hatte ich einmal während einer früheren Afrikareise im Tellatlas gesehen. Sie war schnell wie ein Pfeil vor mir in einem Erdloch verschwunden, hatte also, trotzdem ich sie im Sonnenbad überrascht hatte, keine Miene gemacht, mich anzugreifen. Natürlich maß ich mir nach dieser einzigen Begegnung mit der afrikanischen Kobra noch kein Urteil über deren Wohnheiten an, aber an das Schauermärchen, das mir zu Ghardaia im Hôtel du Mzab aufgetischt wurde, glaube ich dennoch nicht. Aber sehen wollte ich das Tier und vielleicht für meine Sammlung fangen.

Ein biederer Negerboy namens Sidi, dessen Schönheit in Lippen, die gleich einem Schweinsrüssel vorwulsteten, und in geradezu ungeheuerlichen Plattfüßen bestand, führte mich an den Rand der Oase, dorthin, wo das böse Tier angeblich seine Mordtaten verübt hatte. Sidi war sehr gewandt im Fangen der dicken, schwarzen Brummkäfer, der Skarabäen, welche abends um die paar spärlichen Straßenlaternen schnurrten, und war ebenso verlässig im Auffinden der an die Zweige geschmiegtten Chamäleons, welche mein Europäerauge ihrer Mimikry halber nicht gewahrte. Aber ansonsten war Sidi kein Held und sehr auf sein kostbares Leben bedacht.

Als wir uns dem Ort, wo die Aspis hausen sollte, näherten, tat er das sehr vorsichtig, klatschte fortwährend in die Hände und machte dazu «ksch — ksch», wie man Hühner verjagt. Dann bat er mich, ihm sein Pourboire (Tringeld) zu geben, falls ich nicht lebend zurückkäme, empfahl mich dem Schutze Allahs und seines Propheten und verzog sich schleunigst, so daß seine nackten Plattfüße auf der hartgebrannten Erde klapperten.

Ich war allein und das war mir am liebsten. Es war noch nicht zu heiß, noch lag Tau auf den dünnen Gräsern. Die strahlende Mittagshitze schenken sogar unsere europäischen Schlangen; in der Höllenglut eines Saharatages sind auch die Kriechtiere der Wüste und ihrer Berge gerne im Schatten. Doch die ersten Sonnenstunden genießen sie ebensogern wie den Tau, der für sie die einzige Trinkmöglichkeit bedeutet.

Ich saß auf einem großen Steinblock an der zerborstenen Lehmmauer, welche vor Jahrhunderten die seßhaften Araber der Oase gegen die wilden Tuaregs und Ouled Nails, die Räuber der Wüste, errichtet hatten. Heute haben diese Mauern ihren Sinn verloren, denn im Herzen der Oase steht das gewaltige Fort der Franzosen mit seinen Geschützen, Maschinengewehren und Scheinwerfern.

Mir gegenüber war der mit grobem Blockwerk bedeckte, mit Gesträuch aller Art überwucherte Fuß des Berges, und nach meiner Erfahrung mußte dort irgendwo die Schlange ihren Schlupfwinkel haben. Die Fläche galt es zu beobachten. Neben mir hatte ich meine Fangzange mit den eisernen Klammern, in der Tasche aber eine haarscharfe Klinge, Kalipermangan, Gummischüre zum Abbinden und Alkohol — alles Vorkehrungen für den Fall, daß ich gebissen würde. Ich war schon zweimal beim Fange europäischer Giftschlangen gebissen worden und dank sofortiger Gegenmaßnahmen gut davongekommen. Daß der Biß der Haie viel gefährlicher ist, wußte ich. Aber ich hatte bei meiner Erfahrung im «Verkehr» mit Giftschlangen nicht die Absicht, mich beißen zu lassen.

Es war das vertraute, wundervolle Saharabild, das ich vor mir hatte. Ferne klangen die Clairons einer ausziehenden Kompanie der Legion, welche die milden Morgenstunden für ihre Übungen benützt, um dann vor Eintritt der großen Hitze in die mächtigen, schattenspendenden Quadermauern des Forts heimzukehren.

Die noch handhoch über der Wüste stehende Sonne ließ die unabsehbare Sandfläche des Erg aufleuchten, als ob sie ein Meer von Goldkörnern wäre. Die rötlichen Felsen der Berge jedoch, die oben abgeplatzt sind wie der berühmte Tafelberg von Kapstadt, brannten so stark, daß mich die Farbe an unser Alpenglühen gemahnte.

Als die Clairons verhallt waren, regte sich nichts mehr in der ungeheuren Weite, auch die Luft war still und begann, schon jetzt, über dem Erg in flimmernden Wellen zu schwingen. Es war gut, daß kein Wind ging, denn alle Reptilien scheuen diesen sehr, und bei stark bewegter Luft kann man in den schlangeneichsten Gebieten stundenlang wandern, ohne auch nur einen Schwanz zu sehen.

Eidechsen waren schon zahlreich zum Vorschein gekommen und sonnten sich auf den Steinen. Jetzt knackte es im Gebüsch, ich dachte «ste» käme nun endlich, doch es war nur ein mittelgroßer Waran, der sich wie ein Miniaturdrache über die Steine schob. Es tat sich also allerlei in der dornigen, graugrünen Wildnis und ich kam mir vor wie ein Jäger in einem gut besetzten Revier, der allerlei Wild sieht, aber auf den Hauptthirsch lauert. Das war die königliche Aspis, aber sie ließ scheinbar auf sich warten.

Ich hatte mir eine Zigarre angesteckt, hielt sie schief im Mundwinkel und hatte die Hände in den Taschen. Hoch oben am Himmel zogen ein paar Aasegirer ihre Kreise, sonst war die Wüste starr und leblos. Da hörte ich unter mir ein leises Schlürfen und Kratzen, blickte ohne große Aufmerksamkeit hin — was wird's auch sein? Wieder eine Eidechse? Doch fast wäre ich aufgesprungen — gut war's, daß ich es nicht tat. Etwa dreißig Zentimeter neben meinem rechten Fuß lag der Kopf der Haie. Sie hatte also nicht im Geröll ihren Wohnsitz, sondern in den Höhlungen und Fugen der Mauer.

Ganz ruhig lag sie da, als wäre sie immer hier gewesen und nicht erst soeben fast lautlos hervorgekrochen. Ich weiß nun gar wohl, daß man diese Art von Schlangengeschichten oft liest und bei der Stille, mit welcher ein solches Tier kriecht, sind sie wahrscheinlich niemals frei erfunden. Auf einmal ist sie da, als wäre sie vom Himmel gefallen. Zumeist ist in solchen Geschichten ein ahnungsloses kleines Kind dabei, dessen Bewegung die Schlange reizen könnte. Und dann kommt als Retter ein braver Dackel oder Mungo oder sonst ein Vieh (einmal las ich sogar von einem Teddybär, der umfallend die Wut der Schlange ablenkte). Ich hatte weder einen Dackel noch Mungo bei mir, aber Angst hatte ich wahrhaftig nicht. Daß die Schlange, ein armes, ewig verfolgtes Geschöpf Gottes, nur beißt, wenn sie sich bedroht fühlt, wußte ich von meinen Terrarienlieblichen genau. Wenn homo sapiens, der Mensch, nur beißen würde, wenn er wirklich bedroht ist, wäre vieles in der Welt besser. Die Haie, dachte ich, wird jetzt ihren Morgenspaziergang in den Busch antreten und bald weiterkriechen, da es hier weder Tau zu schlürfen noch ein vorwitziges Mäuselein zu schnappen gab. Auch fällt es einer Haie als ausgesprochener Bodenschlange niemals ein, gleich unserer Aesku-

lapnatter oder jener wunderschönen grünen Baumschlange Südamerikas, die daheim den Stolz meines Terrariums bildete (Leptophis), an einem Busch, Baum oder hier an meinem Bein in die Höhe zu klettern.

Ich wartete also ohne große Erregung, daß Madame Aspis sich auf den Weiterweg machen würde. Unterdessen betrachtete ich sie genau — ich hatte außer in zoologischen Gärten noch nie eine Naja haie so nahe gesehen. Sie war schmuckloser als ihre indische Schwester mit dem Brillenzeichen, das ihr die Gnade Buddhas geschenkt haben soll. Sandbraun und einfüßig, nur für diese Umgebung geschaffen. Wenn ich auch nichts als den Kopf und etwa drei Dezimeter Körper sehen konnte, versuchte ich doch ihre Größe zu bestimmen, weil ich sie schon, allzu optimistisch, als Mitglied meiner Tiersammlung betrachtete. Sie war gewiß kein ganz großes Exemplar ihrer Art, ich schätzte ihre Länge auf etwa einen Meter fünfzig. Was mich dennoch nicht bewog, mich auch nur ein wenig zu rühren. Denn in diesem Falle hätte sie trotz der gegenwärtig unverkennbaren Friedseligkeit ihres Gemüts zugehaut. Ich hatte leichte Halbschuhe, dünne Socken und eine weiße Leinenhose an — also Kleinigkeiten für die Gifthaten einer Aspis.

Nun könnte sie eigentlich weitermarschieren, dachte ich. Die Bewegungslosigkeit, zu der ich verurteilt war, wurde mir unangenehm. Aber die Haie schien sich nach der Kühle der Nacht im ersten Sonnenbad kannibalisch wohl zu fühlen. Einige Male bewegte sie ihr trotz der Größe zierliches Köpfchen und ließ die feine Zunge suchend vorschnellen. Die Zunge ist bei den Schlangen nicht allein das Tast-, sondern auch das Riechorgan. Vielleicht trägt ihr die Luft eine Mäusewitterung zu?

Nein, sie blieb liegen, nonsensig und ganz hingeben der Wärme. Und ich saß da wie ein steifer Oelgötze die Hände in den Taschen und die Zigarre im Mund. Deren Asche wurde immer dicker und ich dachte bange, wenn sie abfallen und mir vielleicht ein Loch in die Hose brennen würde.

Einmal war es so weit, doch sie fiel zwischen meine Schenkel auf den Steinblock, darauf ich saß und konnte daher keinen Unfug anstiften. Aber es wurde immer heißer, die höhersteigende Sonne stach wie mit Nadeln auf meinen Schädel — der dazu gehörige Tropenhelm lag drüber auf der Erde neben meinem Wanderstock. Durch das lange Hinstarren auf den sonnenbeschienenen Fleck ermüdeten meine Augen und versagten zeitweise den Dienst. Einmal bildete ich mir ein, die Schlange sei gar nicht mehr da und wäre fast aufgestanden. Doch vorher schloß ich die Augen, um sie etwas rasten zu lassen. Als ich sie wieder öffnete, lag er noch immer da — der sandbraune, grausame Gifttod.

Allmählich war eine Spannung in mir, daß ich meinte, ich müsse schreien, aufspringen — komme, was da wolle. Nur nicht länger dieses Warten in der wachsenden Sonnenglut!

Allerlei Mückengesindel kam und begann im Nacken und an anderen ungeschützten Stellen zu saugen. Und, was das Beste war, so komisch es klingt, das war die verfluchte Zigarre. Ich bin sonst Zigarettenraucher, doch im Hotel hatten sie nur Zigarren gehabt, diese billigen Stinkkolben, Marke Heidenröslein — «und der wilde Knabe brach».

Die Zigarre war fast zu Ende, ein widerlicher, mit Tabaksaft angesaugter Stummel hing zwischen meinen Lippen. Ich hätte ihn gerne fortgeschleudert, weit, weit fort! Doch halt! Könnte er mir nicht dienlich sein? Nichts scheuen die Reptilien so wie Tabakrauch, an ein paar Tropfen Pfeifensaft gehen sie rasch zugrunde. Mir war einmal eine Lieblingsschlange, die ich abgesehen von den andern, in meinem gewöhnlich gründlich vernebelten Arbeitszimmer gehalten hatte, aus diesem Grunde eingegangen.

Es kam darauf an, ohne jede Bewegung des Körpers den Stummel richtig auszuspuken. Oh, besaße ich die Virtuosität der Seeleute, die ihren Priem zielsicher an jeder gewünschten Stelle placieren!

Aber es mußte versucht werden. Ich sammelte noch etwas Speichel, damit mir der Stummel nicht an den Lippen hängen bliebe oder auf die Hose falle, dann — pff!

Drei Handbreit vor der Aspis lag er, ich war augenblicklich über diese Treffsicherheit stolzer als über manche andere Leistung meines Lebens. Die Aspis war ein wenig zusammengezuckt, als da plötzlich ein Ding aus der Luft fiel. Jetzt lag sie wieder ruhig. Doch das Röcheln begann zu kriechen, von einer zarten, freundlichen Luftbewegung gerade auf die Schlange zu. Sie züngelte heftig, immer heftiger. . .

Leider haben Schlangen keinen Gesichtsausdruck. Sonst hätte ich sehen können, daß Frau Aspis schwer gekränkt war über diesen höllischen Gestank.

Langsam, viel zu langsam für meine Ungeduld schob sich der Kopf zurück, verschwand aus meinem Gesichtskreis. Ich hörte ein leises Schlürfen — da sprang ich mit einem riesigen Satz auf, besser gesagt, ich schnellte mich vor und fiel, plump durch die lange Starre, zu Boden. Im Nu war ich wieder hoch, aber von der Haie war nichts mehr zu sehen.

Friedlich am Boden lag der Zigarenenstummel und stank gen Himmel.

Ich habe trotz geduldigen Wartens die Haie nicht mehr gesehen. Ihre Geruchsnerven waren offenbar zu sehr beleidigt worden. Aber mit dem Rücken gegen eine alte löcherige Mauer habe ich mich in Afrika nie mehr gesetzt.